In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 50. Posen, den 23. August 1927. Nr. 50.

Krasputin

der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichacker.

26. Fortsetzung.

Er hustete leise und sah wieder seitwärts, als warte er nur auf das trostlose Urteil.

Ein unsagbar gütiges Lächeln zog über die Züge des Russen.

„Sie fühlten sofort, daß Ihr Körper gelähmt war? Was ist denn das: fühlen? Es ist nichts als glauben. Wir glauben den Schmerz wie die Freude. Wir glauben das Glück wie das Leid. Nur in uns ruht das Schicksal. Wir glauben das Leben so, wie wir es fühlen. Wir fühlen es in uns so, wie wir es glauben. Als Sie damals aufwachten, fühlten Sie gleich einen Druck in den Beinen. Sie glaubten an Schmerz, fühlten ihn dann und litten. Der Schmerz zeugte Furcht vor Bewegung und größeren Schmerzen. Sie glaubten, Sie könnten sich nicht mehr bewegen, und konnten es deshalb nicht, blieben still liegen. Das Leid dieses Glaubens fraß in Ihnen weiter. Je mehr Sie versuchten, ob Ihr Glaube wahr sei, je mehr Sie an Ihrer Beweglichkeit zweifelten, desto mehr lähmte der Glaube den Körper. Die stete Gewöhnung beherrschte die Muskeln. Sie wurden nicht angestrengt, lagen in Ruhe, verkümmerten langsam. Obwohl — Ihr Leib ganz gesund war! niemals gelähmt war!“

Er donnerte diesen Satz nach dem Patienten. Der Junge hing an seinen Lippen voll Inbrunst, mit flackernden Augen und zuckenden Lidern.

„Sie — sind — nicht — gelähmt! Warum nehmen Sie Krücken? Fort mit diesen Hölzern! Sie brauchen sie nicht mehr!“

Er stieß mit dem Fuß nach den ärmlichen Krücken. Sie fielen zu Boden mit lautem Gepolter.

„Erheben Sie sich! Gehen Sie durch das Zimmer! Los! Gehen Sie, wenn ich es Ihnen befehle!“

Man war aufgesprungen und starrte den Mann an, der vorgebeugt auf seinem Stuhl saß und weinte. — Er hielt seine Hände gekrampft an den Seiten des hölzernen Sitzes und drückte sich aufwärts . . . ganz zaghaft und prüfend und dennoch versuchend . . .

„Sie können so gut wie die anderen laufen!“ bestärkte der Russe. „Nur munter! Es geht ja!“

. . . Da schrie alles auf . . . faßte sich an den Händen — drängte sich aus dem Kreise . . .

Der junge Mann stand plötzlich von seinem Stuhl auf, griff mit seiner Hand in die Luft, wankte etwas . . . schob leicht einen Fuß vor, darauf auch den zweiten und ging geradeaus —, ging mit sicheren Schritten dem Russen nach, der vor ihm winkend zurückwich . . .

„Nun? Wollen Sie nicht etwas lustiger laufen?“ frug Krasputin lächelnd. „Los! Laufen Sie etwas! Das freut Ihre Beine, die so lange ruhten!“

Der Junge stieß lachende, glucksende Töne aus und rannte durchs Zimmer, sprang, tanzte im Kreise in sinnloser Freude. Dann packte er plötzlich die hölzernen Krücken und trug sie zur Tür, die er heftig aufriß.

„Da!“ rief er hinaus in die wartende Menge, die sich draußen staute. „Da habt Ihr die Krücken! Ich brauche sie nicht mehr!“ —

Ein Stimmengewirr schlug ihm brausend entgegen. Der Russe zog ihn ohne Hast in das Zimmer und schloß dessen Tür.

„Nein, Schwestern und Brüder,“ beruhigte er die erregten Besucher, die sich um ihn drängten, in Lachen und Weinen, „— es ist gar kein Wunder! Ich heilte ihn gar nicht. Ich sagte ihm nur, daß er immer gesund war!“

„Er ist so bescheiden! Wer muß ihn nicht lieben?! — so gut!“ schluchzte an seiner Seite ein Mädchen und zog seine Hände schnell an ihre Lippen.

Er wehrte ihr gütig und führte die Gäste zurück zu den Stühlen.

An diesem Tag gab es für ihn keinen Fehlschlag . . .

*

„Bravo! — Vorzüglich, Merz!“ lächelte Matterton und blies den Rauch der Zigarre zur Decke.

Inspektor Merz machte pfiffige Augen.

„Ist gar nicht übel, der Russe als Dienstherr! War eine gute Idee, daß ich seinen Privatdetektiv auskaufen sollte. Dreimal bekam ich schon Extrageschenke für meine Leistung als Detektiv Molton. Zahlt also jedenfalls besser als man's als Inspektor gewöhnt ist.“

„Warten Sie ab!“ meinte Matterton heiter — „schließlich quittieren Sie noch Ihre Stellung und bleiben Krasputins Hausdetektiv, was?“

„Möglich! — Es freut mich nur, daß er hereinfiel auf Ihr Manöver. Eigentlich sind solche Leute recht harmlos, leicht zu begaunern. Sie fühlen sich sicher. Das Eine glaube ich übrigens jetzt schon, — eine Verbrechernatur ist der Mann nicht. Das heißt, kein geborener Gauner. Oft, wenn er so spricht und schaut, scheint mir viel eher, er ist nicht ganz richtig. Ihm scheppert's da oben!“

„Nein. Glaube ich nicht!“ sagte Matterton finster.

„Na, — wird sich ja zeigen, wenn er erst geschnappt ist. Wann glauben Sie, werden wir zugreifen können? Was sagt Oberst Korner zu Ihren Berichten? Reicht's für die Behörde bald?“

Der andere wehrte.

„Noch nicht d'ran zu denken! Der Mann macht Reklame für seine Behandlung, besorgt sich Patienten, hat Liebesgeschichten mit Dutzenden Frauen. Sonst nichts. Das genügt nicht. Das ist noch nicht strafbar. Das machen die anderen auch, alle Tage.“

„So? Und seine Wunder? Den Unsinn, den er allen Leuten vorgaukelt?“

„Das sind vielleicht Lügen. Auch die sind nicht — strafbar.“

„Auch wenn er den Leuten das Geld dadurch abnimmt? Er hat doch Millionen zusammenergaunert für sein Sanatorium!“

„Richtig. Das weiß ich. Er gab aber auch Hypotheken dafür. Das ist rechtlich in Ordnung.“

„Kein Mensch hätte ihm einen Dollar gegeben, wenn er sie nicht zwänge durch Suggestionen und ihnen nichts vormachte, was blauer Dunst ist."

„Beweisen Sie das! — Fragen Sie diese Leute! Sie werden sich alle entrüstet verbitten, daß man sich in Ihre Privatsachen einmischt!"

Rolf schlug auf den Schreibtisch.

„Und Ines van Hoogh? Jeder sieht, daß sie krank ist. Daß Krasputin sie ganz beherrscht und sie ausnützt! Soll man da nur zusehen, bis es zu spät ist?!"

Der andere zuckte nur leicht mit der Schulter.

„Man kann noch nichts machen. Wir haben Gesetze —"

„— die in solchen Fällen des Lebens versagen! Dann kann also jeder den Nächsten betrügen, ihm Wunder vorschwindeln, Millionen ergaunern, als Wunderprophet in der Welt herumlaufen. Die Polizei kann seinen Schwindel durchschauen, kann wissen, wie er seine Dummen hereinlegt, und darf ihn nicht fassen. Ja, darf nicht mal warnen! Das ist doch ein Nonsens! Das ist doch kein Zustand!"

Er ging aufgeregt durch das schweigende Zimmer.

„Solange man nicht die Betrugsabsicht nachweist, kann keiner was machen. Wenn niemand um Schutz bittet gegen den Russen und niemand ihn anklagt und Strafbares nachweist, — wie käme der Staat dazu, ihn zu verhaften? Die ganze Bagage geht für ihn durchs Feuer. Sie schwört auf ihn. Hunderte heilte er wirklich. — Man ahnt manchen Humbug, — ertappt hat ihn keiner. Auch ich nicht, der mehr weiß als alle die anderen. Er fordert von ihnen auch keine Bezahlung. Nimmt höchstens Geschenke und macht mit dem Konsul, der Gräfin Orlinsky und anderen Gläubigen reine Geschäfte, die kein Gesetz hindern kann. Die auch nicht schaden. Das Gegenteil wäre sogar oft beweisbar. Es fehlen die Ankläger, Zeugen und Richter. Was soll das Gericht da?"

Rolf trommelte unruhig mit seinen Fingern.

„Was können wir machen, um Fräulein van Hoogh vor dem Russen zu retten. Ganz klar. — ohne Umschweife!"

Merz kniff seine Lider.

„Noch nichts, — mit Gewalt. Ihre Vorfäuste finden noch keine Verwendung, verehrter Herr Matterton. List ist das einzige. Abwarten! Ruhe."

„Abwarten! Ruhe!"

Rolf Matterton preßte die Lippen zusammen.

„Was weiß dieser Mensch!" stöhnte er in Gedanken — „wie's hier in mir aussieht! Was das für mich heißt, alles klar zu durchschauen, die Freundin ganz in seinem Einfluß zu wissen und machtlos zu sein, irgend etwas zu helfen. Weil ihn — das Gesetz schützt!"

„Na, eines Tages wird er sich auch mal verhauen. Deshalb keine Angst!" meinte Merz wie zum Troste. „Das ist bei den Hochstaplern von dieser Sorte fast immer das gleiche. Wenn sie erst mal sicher sind, halten sie nicht mehr die nötige Vorsicht. Der erste Schritt seitwärts treibt sie immer weiter zu schlimmeren Händeln, — sie werden gehetzt, machen Dummheiten, endlich wächst ihnen der Schwindel selbst über den Schädel. Und dann bricht die ganze Kledage zusammen."

„Das heißt, — wenn's zu spät ist, noch etwas zu retten!"

Der andere stand ungeduldig vom Stuhl auf.

„Mehr kann ich nicht tun, als den Russen belauern, verehrter Herr Matterton! Mir ist gelungen, als Detektiv Molton Vertrauensmann für die diskretesten Sachen zu werden. Das sind doch Erfolge, die nicht jeder nachmacht. Vorhin dachten Sie auch darüber noch anders."

Rolf Matterton nahm schnell die Hand des Inspektors. „Sie haben ja recht, Merz! Ich bin Ihnen dankbar! Der Weg, den wir wählten, ist sicher der beste. Er ist nur so endlos für den, der dabeisteht! So grauenhaft endlos! "

„Herr Marquis wird sogleich kommen!" erklärte der Diener mit einer Verbeugung und zog sich zurück.

Nikolaj Krasputin nahm einen Stuhl des Hotelvestibüls und setzte sich müde. Er war eben erst hier in Rom angekommen und hatte die ganze Nacht wenig geschlafen. Er wußte noch nicht, ob er hier bleiben würde. Man hatte ihm nur depeschiert, daß Marquis Contiflor, ein bekannter Vertreter des spanischen Hochadels, ihn hier erwarte. Zwei Stunden darauf stieg er schon in den D-Zug.

Ein Schatten fiel auf ihn. Ein großer Herr, schon in den fünfziger Jahren, mit einem zerfurchten, einst schönen Gesicht, aus dem Würde und Stolz sprachen, verneigte sich grüßend vor ihm, als er aufsprang. Sein prüfender Blick forschte in seinen Zügen. Er nickte befriedigt.

„Herr Krasputin? Freut mich. Marquis Contiflor. Bitte kommen Sie mit mir!"

Er führte ihn in einen kleinen Hotelraum und wies auf den Sessel.

„Ich bat Sie, Herr Krasputin, zu mir zu kommen, damit Sie mir helfen."

Der Russe verneigte sich höflich und wartend.

„Es handelt sich um meine Frau, die Marquise. Zunächst zur Erklärung: ich habe erst vor einem Jahre geheiratet. Meine Frau ist noch nicht ganz zwanzig Jahre."

Ein Schatten zog über das geistvolle Antlitz. Er stockte ein wenig.

„Wir sind viel auf Reisen. Vor einigen Wochen kam meine Frau nieder. Es war eine Totgeburt. Maud — die Marquise — und ich waren trostlos. Sie konnte sich von diesem Schlag nicht erholen. Als Kranke verließ sie das Wochenbett, weinte und grübelte ununterbrochen. Sie leidet an Schwermut. Ich sehe sie sterben und — kann ihr nicht helfen! "

Er schwieg eine Weile, um sich zu beherrschen. Der Russe sah teilnahmsvoll auf seine Hände, die kaum merkbar zuckten.

„Ich habe schon mehrere Aerzte gefragt. Die Autoritäten, die jeder mir nannte. Ganz ohne Ergebnis. Da schrieb meine Freundin, die Gräfin Orlinsky, von Ihnen und von Ihren großen Erfolgen in Deutschland und anderen Ländern Europas."

„Was in meinen Kräften steht —" sagte der Russe.

„Gut," stand der Marquis auf. „Es ist meine Pflicht, alles noch zu versuchen. Ich möchte gern hoffen, daß es nicht zu spät ist. Begleiten Sie mich bitte jetzt zur Marquise."

(Fortsetzung folgt.)

Jedermann als Milliardär.

Amerikanische Humoreske von Stephen Leacock.

Mir hat in meiner Jugend niemand geholfen. Ich wurde einfach und streng erzogen — nehmen Sie eine von diesen Zigarren, jede kostet mich fünfzig Cent. Von der Schule hatte ich in praktischer Erziehung gar nichts. Wahrhaftig: als ich sie verließ, konnte ich nicht lesen, wenigstens nicht fließend lesen. Erst seit ich im Geschäft bin, habe ich gelernt, meine Muttersprache zu schreiben und sie richtig zu gebrauchen. Aber ich kann Ihnen versichern: heute gibt es in der ganzen Schuhbranche keinen Menschen, der einen besseren Brief schreibt. als ich. Und alles, was ich kann, hab' ich mir selbst beigebracht. Mit Brüchen kann ich jetzt noch nicht rechnen, aber ich sehe auch nicht ein, wozu das ein Mensch nötig hat, und Geographie lernte ich überhaupt niemals, bis auf die, die ich mir aus Kursbüchern zusammenstellte. Ich glaube nicht, daß ein Mensch mehr davon wissen muß. Mein Junge ist jetzt auf der Harvard-Universität — seine Mutter wollte das durchaus. Aber ich merke nicht, daß er dort irgend etwas lernt, keinesfalls, was ihm im Geschäft nützlich sein könnte. Man sagt, daß ihnen in den Collegs Charakter und Manieren beigebracht werden; aber meiner Meinung nach kann sich das jedermann im kaufmännischen Leben selbst beibringen, — ist der Wein gut? Wenn nicht, sagen Sie es mir, und ich schnauz' den Kellner an. Man bezahlt ja genug dafür. Was Sie hier trinken, kostet mich 4 Dollar fünfzig Cents die Flasche.

Aber ich hatte ja gerade angefangen, Ihnen von dem Anfang meiner Geschäftslaufbahn zu erzählen. Ich hatte es gut

und schwer, und das war ganz in Ordnung. Als ich mit Sechzehn in Neuyork ankam, hatte ich genau achtzig Cents in der Tasche. Ich lebte davon fast eine Woche und sagte herum, um mir eine Anstellung zu suchen. Ich pflegte damals für vier Cents Suppe zu essen. Es war mehr, als ich vertilgen konnte und schmeckte besser als irgend etwas, was man in diesem verdammten Klub bekommen kann. Das Lokal war irgendwo in der sechsten Avenue. Aber jetzt kann ich mich nicht mehr zurechtfinden.

Ja, also ungefähr am sechsten Tag bekam ich eine Stelle. In einer Schuhfabrik, im Maschinensaal. Ich wette, Sie haben keine Ahnung von der Schuhfabrikation, nicht wahr? Sie ist sehr schwierig. Selbst damals brauchte man fünfunddreißig Maschinen, um einen Schuh zu machen, und heute benutzen wir sogar vierundfünfzig. Ich hatte früher nie solche Maschinen zu Gesicht gekriegt, aber mein Vorarbeiter stellte mich einfach an eine und sagte: „Du stehst kräftig aus, ich will es mit dir einmal versuchen."

So fing ich an. Ich hatte von nichts eine Ahnung, aber von Anfang an machte ich's gut. In der ersten Zeit bekam ich vier Dollar die Woche, und nach zwei Monaten wurde ich auf vier Dollar vierundzwanzig erhöht. Nachdem ich ungefähr drei Monate gearbeitet hatte, ging ich zu dem Vorsteher meines Stockwerks und fragte ihn: „Sagen Sie einmal, Herr Jones, würden Sie nicht gern wöchentlich zehn Dollar an den Ausgaben ersparen?" „Ja, natürlich, aber wie denn?" fragte er. „Das ist ganz einfach," erwiderte ich, „ich habe dem Vorarbeiter, an dessen Maschine ich arbeite, alles abgesehen, und ich kann gut seine Arbeit tun. Entlassen Sie ihn, und ich übernehme seine Arbeit für die Hälfte des Lohnes, den Sie ihm zahlen." „Können Sie das wirklich?" fragte er. „Natürlich! Werfen Sie ihn nur hinaus und versuchen Sie es mit mir." „Ihre Ansichten gefallen mir. Sie scheinen einen guten Kern zu haben." Er warf also den Vorarbeiter hinaus, und ich übernahm dessen Arbeit. Ich hielt es aus. Zuerst war es schwierig; aber ich arbeitete zwölf Stunden am Tag, und nachts studierte ich noch ein Buch über Fabrikationsmaschinen. Nachdem ich bei dieser Arbeit ungefähr ein Jahr geblieben war, ging ich zum Oberinspektor hinunter und fragte ihn: „Würden Sie nicht gern hundert Dollar im Monat an Ihren Kosten im oberen Stockwerk ersparen?" „Wie kann ich das machen? Im übrigen: Setzen Sie sich doch!" „Nun, Sie entlassen Herrn Jones und geben mir seinen Platz als Abteilungsvorsteher. Ich mache meine Arbeit weiter und übernehme seine dazu für hundert Dollar weniger, als Sie ihm jetzt zahlen." Er ging in das Privatkontor, und ich hörte ihn mit Herrn Evans, dem leitenden Direktor, sprechen. „Dieser junge Mensch hat Charakter," hörte ich ihn sagen. Dann kam er heraus. „Nun ja, wir werden es einmal mit Ihnen versuchen. Denn wissen Sie, soweit es in unserer Macht steht, helfen wir unseren Angestellten gern. Und Sie sind ein Kerl, wie wir ihn brauchen können." Jones wurde also am nächsten Tage entlassen, und ich übernahm seine Stelle. Es war ganz leicht, es war überhaupt gar nichts. Wenn man's richtig anzufangen versteht, ist alles im Geschäftsleben viel leichter, je höher man heraufkommt. In dieser Stellung hielt ich es zwei Jahre aus und sparte mein ganzes Gehalt, ausgenommen die fünfundzwanzig Dollar im Monat, von denen ich lebte. Ich gab niemals einen Cent unnütz aus. Ein einziges Mal habe ich mir Irvings Macbeth für fünfundzwanzig Cents angesehen, und einmal habe ich auch für fünfzehn Cents von der Galerie aus zugesehen, wie ein Mann die Geige spielte. Aber ich glaube nicht, daß man vom Theater viel haben kann — meiner Meinung nach steckt überhaupt nichts dahinter.

Wieder nach einer gewissen Zeit ging ich eines Tages zu Herrn Evans ins Büro und sagte zu ihm: „Herr Evans, ich bin dafür, daß Sie Herrn Thompson, dem Generalinspektor, kündigen." „Warum? Was hat er denn gemacht?" „Nichts," erwiderte ich, „aber ich kann seine Arbeit zu meiner mitübernehmen, und Sie bezahlen mir das Gehalt, das er bekommt und sparen das Geld, das Sie mir jetzt geben." „Das hört sich ganz vernünftig an," antwortete er. Sie ließen Thompson gehen, und ich rückte an seine Stelle. Von da an begann mein Aufstieg. Denn jetzt sehen Sie, konnte ich den Verkauf kontrollieren und konnte den Ertrag hoch und niedrig halten, wie ich wollte. Ich nehme an, Sie verstehen nichts von Spesen und all diesen Sachen; so etwas wird einem ja auf Universitäten nicht beigebracht. Aber wenn Sie etwas davon und von Dividenden verstünden, so würden Sie wissen, daß ein energischer, charaktervoller und geschäftstüchtiger Mann als Generalinspektor mit der Bilanz machen kann, was er will, besonders mit den Ueberschüssen. Die Aktionäre müssen nehmen, was es gibt und damit zufrieden sein. Sie können ihn nämlich nicht rausschmeißen, da er alles in seiner Hand hat — aus Angst, daß sonst die ganze Geschichte auseinanderfällt. Warum ich das alles tat, wollen Sie wissen? Ich werde es Ihnen erzählen: Mit der Zeit, das wurde mir immer klarer, war das Geschäft so groß geworden, daß Herr Evans, der geschäftliche Direktor, und die meisten Mitglieder der Gesellschaft die Spuren der Einzelheiten verloren hatten und nicht mehr mitkamen. In der Schuhbranche gibt es nämlich eine Menge Kleinigkeiten. Es ist nie so wie bei gewöhnlichen Artikeln, das Ganze ist sehr verwickelt, und so kam mir der Einfall, sie alle oder wenigstens den größten Teil von ihnen hinauszudrängen.

Ich ging also eines Abends zu dem alten Guggenbaum, unserem Präsidenten, in eine Stadtvilla. Er war nicht nur Präsident unserer Gesellschaft, sondern steckte noch in einer Menge anderer Dinge drin, und es war riesig schwer, zu ihm vorzudringen. Er ließ keinen an sich heran, von dem er nicht im voraus wußte, was er ihm zu sagen hatte. Aber ich ging eines Abends einfach in seine Villa und wurde vorgelassen. Erst redete ich mit seiner Tochter und sagte ihr, daß ich ihn sprechen müßte. Ich stellte es ihr so eindringlich vor, daß sie mich nicht zurückzuweisen wagte. Ich habe eine Art mit Frauen umzugehen, daß sie einfach nicht „Nein" sagen können. Ich setzte dem alten Guggenbaum auseinander, was man mit den Aktien tun könnte: „Ich kann's so machen, daß die Dividende auf Null heruntergeht, und niemand wird wissen, warum. Sie können dann die ganzen Aktien zu dem Preise kaufen, den Sie wollen, und nach zwei Jahren bringe ich die Dividende wieder auf fünfzehn oder sogar zwanzig Prozent." „Und wo bleiben Sie dabei?" fragte mich der alte Mann mit einem stechenden Blick. Er hatte einen feinen Geschäftskopf, der alte Kerl, wenigstens damals. Ich setzte ihm also auseinander, wo ich bleiben würde. „Sehr schön," sagte er, „es ist alles in Ordnung. Fangen Sie nur ruhig an. Aber schriftlich bekommen Sie keine Zeile von mir." „Das ist auch gar nicht nötig, Herr Guggenbaum," sagte ich, „denn Sie sind ebenso ein Ehrenmann, wie ich es bin, und das genügt mir." Als ich fortging, begleitete mich seine Tochter zur Tür. Ich wette, daß sie große Angst hatte, mich reingelassen zu haben, aber ich sagte ihr, daß es ganz richtig von ihr gewesen wäre. Und später, wenn ich den alten Herrn sprechen wollte, fragte ich immer nach ihr, und sie sorgte schon dafür, daß alles glatt ging. Ob ich die anderen alle rausbekommen habe? Ja, natürlich. Das war leicht, da hatte ich keine Schwierigkeiten. Der alte Mann versetzte dem ganzen Ledergroßhandel einen Stoß, und ich verursachte einen Streik. Wir drückten die Dividende auf die Hälfte herunter, und innerhalb eines Jahres hatten wir die Großen so eingeschüchtert, daß sie raus gingen, und natürlich lief ihnen die Mehrzahl der kleinen Aktionäre nach. Das ist ja immer so. Der alte Guggenbaum kaufte die niedrigen Aktien, wenn sie sie abgaben, und die Hälfte davon bekam ich. Dadurch kam ich dorthin, wo Sie mich jetzt sehen. Ich habe die Kontrolle über die ganze Industrie in zwei Staaten und neuerdings sogar mehr als das, weil wir noch die vereinigten Gerbereien in uns aufgenommen haben, so daß das Ganze in Wahrheit einen großen Konzern bildet.

Guggenbaum? Ob ich den rausgedrängt habe? Nein, wissen Sie, das hatte ich nicht nötig. Wissen Sie, ich pflegte doch immer in seine Villa zu gehen und alles mit ihm zu besprechen, und dabei, wissen Sie, heiratete ich schließlich seine Tochter. Und so hatte ich, genau genommen, nicht nötig, ihn hinauszudrängen. Er wohnt bei uns, aber er ist hübsch alt geworden, und in Wirklichkeit mache ich jetzt alles für ihn, und natürlich hat er mir und meiner Frau alles überschrieben. Sie hat keinen Sinn dafür, — sie ist so schüchtern und zurückhaltend, das war sie immer — und so verfüge ich über alles allein. Wenn dem alten Herrn was zustößt, kriegen wir natürlich das Ganze. Er wird es wohl nicht mehr lange machen. Ich beobachte jeden Tag, wie es mit ihm bergab geht.

Ob mein Sohn ins Geschäft eintritt? Ich hätte es sehr gern, aber er scheint keine Neigung dazu zu haben, er schlägt mehr nach seiner Mutter, oder vielleicht verursacht sein Studium das. Ich glaube nicht, daß die Universität den Geschäftssinn weckt — oder glauben Sie es?

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Williams & Co., Charlottenburg, dem Buche „Humor und Humbug" von Stephen Leacock, entnommen.)

Aus Richard Wagners Anfangsjahren.

Unbekannte Briefe an Familienmitglieder.

Ueber Richard Wagners Familienleben war bisher verhältnismäßig wenig bekannt. Man wußte nicht viel mehr, als daß er eine Gattin namens Minna hatte, auf die die berühmte Cosima folgte. Aber man weiß kaum, daß Richard Wagner der Jüngste unter 8 Geschwistern war. Von diesen spielte sein Bruder Albert, der Sänger und Regisseur war, im Leben des Komponisten eine sehr wesentliche Rolle. Noch bedeutungsvoller als dieser Bruder ist dessen Tochter Johanna, die später einen Arzt namens Jachmann heiratete. Diese Johanna Jachmann-Wagner war selber Sängerin und die erste Elisabeth im Tannhäuser.

Richard Wagner verstand sich nicht immer gut mit diesem für ihn so wesentlichen Bruder. Das zeigt ein Brief vom 20. Oktober 1851. In diesem Schreiben äußert er sich seinem Freunde Uhlig gegenüber folgendermaßen:

„Laß nrich dir den Kollektivbegriff „Familie Wagner" in seine Bestandteile zerlegen, damit wir uns dann über das Ganze besser verstehen. Johanna ist ein gutes Mädchen, zwar ohne Charakter und höchst abhängig, ich habe sie aber gern. Franziska scheint mir sehr tüchtig zu sein: Sie hat volles Herz und hellen Kopf für mich. Marie ist mir als ein talentvolles, aber verzogenes, leichtsinniges und etwas

impertinentes Mädchen im Gedächtnis geblieben. Die Mutter der 3 genannten Töchter ist mir geradewegs zuwider geworden. Sie ist eine Komödiantenmama, die viel Gift in sich saugen kann und bei gelegener Zeit es auch wieder losläßt. Zu diesem Loslassen bedient sie sich ihres Mannes, meines Bruders: Dieser ist ein begabter Mensch mit großem, künstlerischen Instinkt, aber weichlich, schwach und unselbständig und durch das ewige Komödiantentum durchaus heruntergekommen. Er warf mir noch in Briefen nach der Schweiz vor, daß ich bei meinem Opernkomponieren nicht praktischer verführe, die kleinen Theater und die Anforderungen der Sänger nicht mehr berücksichtige."

Trotz dieser abfälligen Ansicht Wagners über seine Verwandten bemüht er sich, sie für sich günstig zu stimmen, wie ein Brief vom 21. März 1852 an Franziska beweist:

„. . . Ich wünsche nun aber, daß sie wüßten, wie unrecht sie mir tun, wenn sie fürchten, ich könne sie belästigen: Gegen mir Gleichfühlende bin ich angenehm und unumwunden wie ein Kind. Gegen solche aber, die mich nicht verstehen und nicht verstehen wollen, bin ich ganz entsetzlich stolz. Ich lebe jetzt einzig von der Freundschaft der Reuterschen Familie für mich: Diese hat mich bisher unterstützt und nun durch ein festes Jahrgeld gegen Lebenssorge gesichert. Von ihnen, den mir so Vertrauten, nehme ich ohne Scheu alles an, während ich gegen andere so heiklig bin, daß ich seinerzeit selbst Hermann Brockhaus eine übersandte Summe Geldes wieder zurückschickte. Wüßten doch Deine Eltern, wie unbesorgt sie in diesem Bezug wegen meiner sein könnten, vielleicht würden sie Johanna dann auch nicht mehr daran verhindern, mit mir zu verkehren."

Am 28. Dezember des gleichen Jahres schreibt er an dieselbe Adressatin:

„Liebe Fränze! Möchtest Du mir nicht einmal genau Nachricht davon geben, ob Johanna bereits mit Paris einen Kontrakt abgeschlossen hat, ob mit der großen Oper oder mit der italienischen Oper und wann sie dann diesen Kontrakt antrete. Falls sie noch nicht bestimmt abgeschlossen hat, teile mir dann mit, ob Du glaubst, sie dahin zu bringen, daß sie auch mit Festigkeit darauf bestünde, in dem abzuschließenden Kontrakt eine Klausel aufgenommen zu sehen, wonach sie sich ausbedingt, unter gewissen Voraussetzungen in Paris auch im Tannhäuser aufzutreten. Die Sache ist diese: Durch Meyerbeers Dummheit, der neuerdings ein Heer gewisser Skribenten gedungen hat, mich dort herunterzureißen, bin ich in Paris plötzlich berühmt oder doch mindestens sehr interessant geworden. Es wurde mir von dort her nun jetzt insinuiert, meine Einwilligung dazu zu geben, daß man sich bemühe, mir den Auftrag, eine Oper für Paris zu schreiben, zuzuwenden. Ich will und mag davon nichts wissen, weil ich vor allem nicht fremde „Texte", am mindesten noch in französischer Sprache, „komponieren" will. Nur dagegen, daß man den Tannhäuser gut übersetzen lasse, um ihn in der großen Oper zu geben, kann ich weniger einzuwenden haben, sobald ich mir eine gute Aufführung garantiert weiß. Dieses ist allerdings möglich mit Neger als Tannhäuser und Johanna."

Aus einem Brief an Johanna erfahren wir, daß Wagner eine Tannhäuser-Aufführung in Berlin unter der Leitung Liszts durchzusetzen wünscht:

„. . . Aber nun bitte ich Dich, schreiben mir doch schnell mit ein paar Worten, wie es bei Euch jetzt mit dem Tannhäuser steht."

Bald darauf schrieb er ihr noch einmal:

„Wohl wünschte ich, Du hättest im Tannhäuser eine so entscheidende Hauptrolle, wie Du sie im Lohengrin haben würdest, dann würdest Du mir allerdings mehr helfen können. So liegt wohl mehr Gewicht, als zuträglich ist, auf der männlichen Hauptpartie, für die Du nicht zu tief zu hoffen scheinst. Doch kannst Du viel durch hinreißendes Beispiel auf jene wirken: ein tüchtiger begeisterter Dirigent kann allerdings am meisten dazu beitragen, aus einem mittelmäßigen Sänger selbst einen guten Darsteller des Tannhäuser zu machen: nur muß er dann meine Anleitung nicht so ansehen, wie Dein Vater, sondern wie es Seidelmann in Breslau und Schindelmeißer in Wiesbaden getan hat. Also, mein gutes Kind, laß Dir mein Werk recht anempfohlen sein; schlage die naseweisen Philister mit Deinem Enthusiasmus zu Boden. Wie großen Kummer macht es mir, daß Du nächsten Winter nicht in Berlin sein wirst, um dann dort den Lohengrin aufzuführen, denn dies wäre nun erst das Rechte gewesen. Wie mich dieser Pariser Kontrakt verdrießt. Immer wieder mußt Du mir aus dem Wege gehen. — — Genug, ich bin verdrießlich. Ich lebe ein zu elendes Leben, an eine reine Freude kann ich gar nicht denken. — — Um mich einigermaßen aufzuheitern, mache nur, daß ich bald etwas Tröstliches von Euch erfahre. Denke hübsch an mich und halte Dich für meinen weiblichen Schutzengel, den ich in Deutschland hinterlasse."

Die hier veröffentlichten Briefe entstammen dem von Dr. Kapp und Dr. Hans Jachmann herausgegebenen Buche „Richard Wagner und seine erste Elisabeth (Johanna Jachmann-Wagner)". Dieses Buch ist deswegen so interessant, weil es sehr viel unveröffentlichte Briefe und Dokumente enthält, die dem Wagnerforscher und -Liebhaber sicher sehr große Anregungen bringen werden.

Aus aller Welt.

Die wandernden Alpen. Es ist noch nicht allzulange her, daß in Oesterreich, besonders in der Wiener Gegend, ein Erdbeben stattgefunden hat. Jetzt liegen die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen über dieses Erdbeben vor, und man erkennt, daß diese Erderschütterung sich von den bisherigen wesentlich unterscheidet.

Das Erdbeben reichte im Westen bis Nürnberg, im Osten bis in die ungarische Tiefebene, im Süden bis in das Karstgebiet und im Norden bis an die Grenze der Tschechoslowakei. Während die bisherigen Erdbeben hauptsächlich als lokale Beben auftraten, ist dieses Mal eine gleichzeitige Bodenbewegung zu verzeichnen. Die Bodenbewegung bei dem letzten Erdbeben ist ebenso wie die bisherigen glimpflich abgelaufen, und die Wissenschaftler sagen auch für kommende Erdbeben in der österreichischen Gegend ein gutes Ablaufen vorher. Daß man auch mit weiteren Erdbeben rechnen muß, ist eine Tatsache, die darauf beruht, daß die Alpen in einer Wanderung nach Norden begriffen sind. So unglaublich es klingt, diese alle menschlichen technischen Wunderleistungen übertreffende Leistung der Natur ist Wahrheit. Man konnte diese Beobachtung bereits bei Tunnelbauten machen, da man hier feststellen mußte, daß die Arbeiten dadurch wesentlich erschwert wurden, weil in dem Gestein ein gewaltiger, nach Nordwesten ziehender Druck zu verspüren war. Jetzt haben genaue geologische Messungen ergeben, daß beispielsweise die Alpen sich München seit Beginn des 20. Jahrhunderts um 12 Zentimeter genähert haben. Die Folge dieser Alpenwanderungen ist die Erschütterung bzw. Erdbeben, die von Zeit zu Zeit in Oesterreich und Süddeutschland spürbar werden. Trotz der Geringfügigkeit der Erdbewegung ist die Wanderung der Alpen als eins der größten und erhabensten Naturwunder zu betrachten.

Razzia gegen Rauschgifthändler in Neuyork. Eine Riesenrazzia gegen Rauschgifthändler fand dieser Tage in Neuyork statt. 39 Beamte der Bundes-, Bezirks- und städtischen Polizei durchsuchten 5 Hotels in Atlantic City, dem vielbesuchten Badeort bei Neuyork. Für über 60 000 Dollar Rauschgifte und Injektionsspritzen fielen dabei in die Hände der Polizei. Verhaftet wurden 26 Personen, darunter 2 Frauen. Unter den Verhafteten befindet sich außerdem George Stoeß, ein prominenter Politiker und Besitzer des Breslin-Hotels. Viele Personen suchten bei dem völlig überraschenden Auftauchen der Polizei in den Zimmern zu flüchten. Einigen gelang es auch, aus den Fenstern auf die Feuerleitern zu gelangen und das Freie zu erreichen. Die meisten aber wurden von den am Fuße der Leitern postierten Polizisten in Empfang genommen. Diese Razzia ist der empfindlichste Schlag, der seit langer Zeit dem illegalen Rauschgifthandel zugefügt wurde. Die Behörden sind jedoch fest entschlossen, in Atlantic City besonders streng durchzugreifen und das lichtscheue Treiben der Rauschgifthändler mit seinen die Volksgesundheit untergrabenden Folgen völlig auszurotten.

Fröhliche Ecke.



Das zukünftige Finanzgenie.

Eines Tages kam ein kleiner Junge zum Krämer, um Eier zu kaufen: „Von schwarzen Hühnern!"

„Wie kann denn das ein Mensch wissen, welches Ei von einem schwarzen Huhn stammt," sagt der Krämer.

„Ich kann's."

Der Krämer deutet auf einen Korb Eier: „Na, denn los! Zeig' mal deine Kunst!"

Der Junge trat an den Korb heran, suchte sich die allergrößten Eier aus, bezahlte und verschwand.

Aus Reclams „Universum".

Kleine Verwechslung.

„Welcher Kaiser steckte Rom in Brand?"

„Harras."

„Nein, Nero. Wie kommst du denn auf Harras?"

„Ich wußte doch, daß es irgendein Hundename war . .

Auf dem Lande.

Papa und Otto wandern über Land. Ein Bauer fährt mit einer Walze über den Acker.

„Sieh mal," ruft Otto, „der Mann punktrollert das Feld."

Freundlicher Rat.

Frau Plonike rasiert sich den Nacken aus. Ihr Gatte, der sich soeben mit ihr gezankt hat, guckt sie giftig an.

„Willst du was, Schatz?" fragt sie ironisch.

„Ja," brummt er böse. „Da du einmal gerade den Rasierapparat in der Hand hast, würde ich dir empfehlen, die Haare, die du auf den Zähnen hast, gleich mit fortzurasieren . . .!"

Verantwortl. Schriftleiter: i. V. Alexander Jursch, Poznań.